

Erinnerungskultur in der Bewährungsprobe

Beim 17. Stiftungsjahrestag im Ulmer Stadthaus trat Gastredner Prof. Dr. Günter Morsch während seines Vortrags für eine neue Vergegenwärtigung der NS-Geschichte ein und plädierte für die Etablierung einer pluralistischen und dialogischen Erinnerungskultur in Europa. Eine Zusammenfassung des Vortrags und ein nachgeschaltetes Interview mit dem Referenten von

Isabell Gamperling

Am 14. Februar 2020 fand der diesjährige 17. Stiftungsjahrestag im Ulmer Stadthaus statt – noch nicht überschattet von Corona, dafür bestimmt vom Streit um die Wahl des Thüringer Ministerpräsidenten. Nach der Begrüßung durch OB Gunter Czisch und dem Jahresbericht der Stiftungsvorsitzenden Dr. Ilse Winter referierte Prof. Dr. Günter Morsch, ehemals Leiter der KZ-Gedenkstätte Sachsenhausen und Direktor der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, zu „Erinnerungskultur in der Bewährungsprobe“.

Zu Beginn stand ein historischer Abriss: Morsch thematisierte zuerst die in der Nachkriegszeit praktisch inexistente Erinnerungskultur in der BRD, wo auch 30 Jahre nach Kriegsende noch größtenteils Verdrängen und Vergessen herrschte. Erst mit den 1970er Jahren seien allmählich erste Graswurzelbewegungen entstanden, die in den 1980er Jahren zur Entstehung einer ersten Gedenkstättenlandschaft führten, die sich weitestgehend aus ehrenamtlichem Engagement speiste. Anders in der DDR, die sich als Erbin des Antifaschismus sah und ihre drei Mahn- und Gedenkstätten in Buchenwald, Ravensbrück und Sachsenhausen zu „Tempeln des Antifaschismus“ stilisierte, so Morsch. Als Veranstaltungsorte staatlicher Rituale, die einem politisch instrumentalisierten historischen Dogma folgten, vermochten sie allerdings keine lebendige und diskursive Auseinandersetzung innerhalb der ostdeutschen Gesellschaft zu initiieren, erläuterte der Historiker weiter. Die Deutsche Einheit habe sodann einen Paradigmenwechsel in der Erinnerungskultur eingeläutet. Gedenkstätten seien im geeinten Deutschland von der Peripherie ins Zentrum gerückt, zu modernen zeit-



Günter Morsch. Foto: privat

historischen Museen mit Forschung, Ausstellungen, Pädagogik und hauptamtlichen Mitarbeitenden um- und ausgebaut worden. Laut Morsch entwickelten sich die 1990er Jahre zum Gedenkstättenjahrzehnt. Grundlegend dafür seien vor allem außenpolitische Zwänge gewesen: Die europäischen Nachbarn wollten einen großen deutschen Nationalstaat nur auf Basis einer selbstkritischen Erinnerungskultur des geeinten Deutschlands akzeptieren. Gut zwei Jahrzehnte später bekomme die deutsche Erinnerungskultur im Ausland große Anerkennung, im Inland sei der „Aufarbeitungsstolz“ zu spüren. Und doch stehe die Erinnerungskultur zu Beginn der neuen 20er Jahre vor einigen Bewährungsproben. Wie diese aussehen und welche Bewältigungsstrategien Abhilfe schaffen könnten, darüber habe ich mit Prof. Dr. Günter Morsch gesprochen.

Herr Prof. Dr. Morsch, nur noch wenige Zeitzeug*innen des Nationalsozialismus – seien sie Täter oder Opfer gewesen – sind noch am Leben. Nur noch Einzelne der noch Lebenden sind fähig, von ihren Erlebnissen zu berichten. Welchen Verlust bringt das Sterben der Zeitzeugengeneration für die Erinnerungs- und Gedenkstättenkultur mit sich?

Mit dem allmählichen Erlöschen der Erlebnisgeneration und dem absehbaren Ende der Zeitzeugenschaft wird aus Zeitgeschichte Geschichte. Der unaufhaltsame Prozess der Historisierung des Nationalsozialismus verändert unsere Wahrnehmungen und

Einstellungen. Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, vor allem aus dem Kreis der Opfer der NS-Verbrechen, waren in der Lage, durch ihre Präsenz und ihre eindrucksvollen Erlebnisberichte eine Brücke der Empathie zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart zu schlagen. Sie kann leider in dieser Weise zweifellos nicht mehr aufrechterhalten werden.

Warum halten Sie diese emotionale Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart für so wichtig?

Ohne jegliche emotionale Rückbindung im zweifellos unvermeidlichen Prozess der Historisierung droht diese für das zerstörerische und menschenfeindliche Potential in der Geschichte der Moderne bedeutendste Epoche mit anderen historischen Ereignissen im Auf und Ab der von Kriegen und Grausamkeiten nicht armen Geschichte zu verschleifen.

Worin liegt für Sie die Hoffnung, dass auch künftige Generationen trotz fehlender Zeitzeug*innen zu empathischem Erinnern fähig sein werden?

Die baulichen Relikte, die dinglichen Artefakte, die archivalischen Quellen und die medial aufbereiteten mündlichen Überlieferungen erfuhren seit den neunziger Jahren einen starken Bedeutungswandel und eine Aufwertung. Die Aura der verschiedenen authentischen Relikte haben, mögen sie auch noch so stark durch die Nach- und Nutzungsgeschichte überformt sein, das Potential, die Unmittelbarkeit der Begegnung mit der Geschichte zu erzeugen. Mit der durch sie über vergangene Zeiträume hinweg transportierten zeichenhaften Dinglichkeit kann es gerade in einer Epoche zunehmender medialer Fiktionalität gelingen, Emotion und Affekt mit Wissen, Anschauung und Kognition zu verbinden.

Herr Prof. Morsch, in Ihrem Vortrag sagten Sie, dass mit dem Sterben der Zeitzeugenschaft auch pädagogische Konzepte ausgedient hätten, die auf die Erzeugung von „Betroffenheit“ zielten. Können Sie erklären, inwieweit Sie dagegen die kritische Vergegenwärtigung von Geschichte als ständige Herausforderung für die pädagogische Vermittlung sehen?

Wenn Vergegenwärtigung meint, den Lichtkegel, durch den sich unsere Blicke auf die Vergangenheit richten, unseren veränderten Fragestellungen und Interessen gemäß zu verändern, um bestimmte historische Ereignisse und Vorgänge aus dem Erinnerungsschatten herauszuholen und stärker in die Debatten und Überlegungen über Gegenwart und Zukunft einzubringen, dann und nur dann scheint mir dies ein richtiges und notwendiges pädagogisches Konzept zu sein. Die Geschichte darf aber nicht zur Projektionsfläche der Gegenwart verkommen. Sie muss ihren historischen Eigenwert behalten. Ansonsten vermögen wir nicht aus ihr zu lernen, sondern nutzen sie lediglich zur Legitimation.

Worin sehen Sie das spezifische Potential einer Vergegenwärtigung der NS-Geschichte?

Die Nationalsozialisten verübten ihre Verbrechen vor allem an politischen, sozialen, religiösen, sexuellen oder ethnischen Gruppen und Minderheiten. Jedes Gedenken, ob staatlich oder bürgerschaftlich organisiert, kommt daher nicht umhin, sich mit den erschreckenden Kontinuitäten der Diskriminierung in der Gegenwart, seien es Antisemitismus, Antiziganismus, Rassismus, Homophobie, Sozialrassismus oder politische Verfolgung, auseinanderzusetzen und

sie zu thematisieren. Dabei geht es nicht um vorschnelle Analogienbildungen, sondern um die Suche nach dem roten Faden, nach Ursachen und Wirkungen, nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden gleichermaßen. Anders als befürchtet, behalten so das Gedenken und die Erinnerung ihren Stachel. Solange gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit auch in den modernen demokratischen Gesellschaften fort existiert, mindestens so lange bleibt auch die Erinnerung an die nationalsozialistischen Verbrechen, den Gefahren von Ritualisierung und Verstaatlichung zum Trotz, wach, unbequem und aktuell.

Diskriminierungen unterschiedlichster Prägung machen nicht vor Ländergrenzen halt, sind vielmehr ein globales Phänomen. Welcher Aufgabe müssen sich Ihrer Meinung nach die deutschen NS-Gedenkstätten als Lernorte der Gegenwart stellen, um einer wachsenden Internationalisierung auch auf Ebene des Erinnerns gerecht zu werden?

Die Erinnerungskultur muss sich aus ihrer bisherigen Fixierung auf die Nationalgeschichte lösen. Die außerordentlich starke Zunahme der internationalen Besucher in den Gedenkstätten ist sicherlich auch eine Begleiterscheinung des allgemeinen Tourismus. Sie zeugt aber

mindestens in gleichem Maße davon, dass die NS-Verbrechen zunehmend als Teil einer gesamteuropäischen, wenn nicht sogar einer allgemeinen Menschheitsgeschichte rezipiert werden. Das meint jedoch nicht, dass die erheblichen Unterschiede in den jeweiligen Erinnerungskulturen in Europa unter einem historischen Masternarrativ vereinheitlicht werden sollen, wie dies u. a. das Europäische Parlament anstrebt. Es geht vielmehr um ein dialogisches Erinnern, das die Pluralität unterschiedlicher historischer Narrative nicht nur respektiert, sondern ins Bewusstsein hebt. Insoweit kann es keine europäische Erinnerungskultur, sondern nur eine pluralistische Erinnerungskultur der Verständigung in Europa geben.

INFO

Prof. Dr. Günter Morsch ist 1952 im saarländischen St. Wendel geboren. Er studierte Geschichte, Psychologie und Philosophie an der TU und FU Berlin und promovierte im Jahr 1989 zum Thema Arbeiterschaft im NS. Von 1993 bis 2018 leitete Morsch die Gedenkstätte und das Museum Sachsenhausen, seit 1997 war er zugleich Direktor der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten. Aktuell ist er als Professor am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der FU Berlin tätig.